

CÉSAR VALLEJO

Reden wir  
Spanisch –  
man hört  
uns zu

*Berichte aus Europa*  
1923–1930

Aus dem Spanischen von  
Peter Kultzen

BERENBERG

## Vorwort

*»Als ich einmal aus dem Louvre kam,  
begegnete ich am Ausgang einem Freund,  
der mich fragte, wohin ich unterwegs sei.  
›Ich gehe in den Louvre‹, sagte ich.«  
César Vallejo, *Negaciones de negaciones**

Sosehr der 1892 in der kleinen peruanischen Andenstadt Santiago de Chuco als jüngstes von elf Geschwistern geborene César Vallejo in den Augen nicht nur seiner Landsleute, sondern vieler Lateinamerikaner einer ihrer größten, wenn nicht überhaupt der größte Dichter ihres 20. Jahrhunderts ist, hat er hierzulande bislang doch nicht von ferne den Bekanntheitsgrad eines Pablo Neruda, Octavio Paz, Jorge Luis Borges oder der großen Romanciers des Booms der lateinamerikanischen Literatur der sechziger und siebziger Jahre erreicht. Daran hat weder eine 1963 von Hans Magnus Enzensberger für die Bibliothek Suhrkamp herausgegebene Anthologie seiner Gedichte noch die kurz vor der Jahrtausendwende im Rimbaud Verlag erschienene vierbändige spanisch-deutsche Gesamtausgabe seines lyrischen Werks in der Übersetzung von Curt Meyer-Clason allzu viel ändern können.

Als César Vallejo im Sommer 1923 im Alter von 31 Jahren die Reise von Lima nach Paris antrat, verwirklichte er nicht nur den lang gehegten Traum, die »Alte Welt« kennenzulernen. Mit im Gepäck hatte er die traumatischen Erfahrungen mehrerer dramatisch gescheiterter Beziehungen, deren letzte mit dem Tod seiner Geliebten infolge einer Abtreibung geendet hatte, sowie die eines viermonatigen Gefängnisauf-

enthaltens wegen angeblicher Beteiligung an einem bewaffneten Aufstand während eines Besuchs in seiner Heimatstadt Santiago de Chuco – Vallejo war anschließend vorläufig freigelassen, das Verfahren jedoch keineswegs eingestellt worden, eine Tatsache, die ihm jahrelang eine Heimkehr nach Peru unmöglich erscheinen ließ. So oder so sollte Vallejo bis zu seinem Tod in Paris im Jahr 1938 nie mehr nach Lateinamerika zurückkehren.

Wie viele lateinamerikanische Schriftstellerkollegen – allerdings wesentlich weniger erfolgreich als die hierzulande bekannteren von ihnen – versuchte auch César Vallejo, sich seinen Lebensunterhalt in Europa als Journalist und Korrespondent lateinamerikanischer Zeitungen zu verdienen. Sein wichtigster Auftraggeber war zunächst die von Bohèmekollegen aus Vallejos Studienzeit in der peruanischen Provinzhauptstadt Trujillo gegründete Tageszeitung *El Norte*, später vor allem die, im Vergleich zu *El Norte*, eher bürgerlich-konventionellen Zeitungen *Mundial*, *Variadas* und *El Comercio* aus der Hauptstadt Lima. Die so entstandenen insgesamt etwas mehr als dreihundert Artikel hat der peruanische Literaturwissenschaftler Jorge Puccinelli in fleißiger Philologenarbeit zusammengetragen und 1969 und erneut 1987 unter dem Titel *Desde Europa* (Aus Europa) herausgegeben. Eine Auswahl davon präsentiert das vorliegende Buch.

Auffällig oder auch besonders reizvoll an diesen Texten ist nicht nur ihr »fremder« Blick auf oftmals überraschend aktuell und vertraut wirkende europäische Themen und Auseinandersetzungen, sondern auch die selbstverständliche Freiheit, mit der Vallejo sich hier immer wieder über Gattungsgrenzen und Konventionen hinwegsetzt und Formulierungen und Bilder in seine Berichte einfließt, die seinen Gedichten entnommen scheinen.

Dazu passt auf merkwürdige Weise, dass Vallejo während seiner Zeit in Europa – anders gesagt, im letzten Drittel seines Lebens – gar keine Lyrik veröffentlichte: Nach den zwei (heutzutage für die spanisch-

sprachige Literatur kanonischen) Gedichtbänden *Los heraldos negros* (Die schwarzen Boten, 1919) und *Trilce* (1922), die bei ihrem Erscheinen nur von einer kleinen Anzahl von Schriftstellerkollegen wahrgenommen wurden, unter diesen allerdings heftige Diskussionen auslösten, folgten erst im Jahr nach Vallejos Tod, herausgegeben von seiner französischen Frau Georgette, die Bände *España, aparta de mí este cáliz* (Spanien, nimm diesen Kelch von mir) und *Poemas humanos* (Menschliche Gedichte), die beide insbesondere in Reaktion auf den Spanischen Bürgerkrieg entstanden waren, an dessen tragischem Verlauf Vallejo mit großer Leidenschaft und Verzweiflung Anteil nahm.

Dass die Einnahmen aus seiner journalistischen Tätigkeit kaum zum Überleben reichten, versteht sich von selbst, zumal Vallejo oftmals lange dem ihm zustehenden Honorar nachlaufen musste – in seiner Korrespondenz findet sich eine Reihe entsprechender »Bettelbriefe«. Von 1925 bis 1927 kam ein bescheidenes Stipendium der spanischen Regierung für die Fortsetzung eines in Peru begonnenen Jurastudiums hinzu, das Vallejo jedoch nie beendete, weshalb er schließlich auch auf dieses Geld verzichtete. Ergänzt wurden seine Einkünfte unter anderem durch eine Handvoll Übersetzungen, etwa von Werken von Henri Barbusse und Marcel Aymé, und einen »Bestseller«, den Essay- und Reportagenband *Rusia en 1931* (Russland 1931), der im Sommer 1931 in Madrid erschien und in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. Das Buch fußte auf den Erfahrungen zweier im Herbst 1928 und im Herbst 1929 auf eigene Faust unternommener Reisen Vallejos in die Sowjetunion, an die sich im Oktober 1931 ein weiterer, wiederum etwa einmonatiger Aufenthalt anschloss. Insgesamt scheint unterwegs in Russland all das, was Vallejo schon so lange so verzweifelt herbeigesehnt hatte, seinen Blick des Öfteren ein wenig zu verengen, was sich von vielen anderen zeitgenössischen Reiseberichten aus der Sowjetunion in gleicher Weise sagen lässt. Die Jahre 1930 und 1931 verbrachte Vallejo davon abgesehen zum größten Teil in Spanien, auch weil er Anfang 1930 wegen »kommunistischer

Umtriebe« aus Frankreich ausgewiesen worden war – die Rückkehr dorthin war ihm erst ab 1932 wieder möglich.

Gerade seine in nahezu jeder Hinsicht »exzentrische« Position scheint ihn in jedem Fall zur idealen Identifikationsfigur für einen anderen großen lateinamerikanischen »Exzentriker« gemacht zu haben: Roberto Bolaño, der wie Vallejo als mehr oder weniger freiwilliger Exilant und unter ähnlich prekären, von Armut und Krankheit geprägten Verhältnissen von 1977 bis zu seinem Tod 2003 in Europa lebte, schrieb Anfang der achtziger Jahre einen erst 1999 unter seinem endgültigen Titel *Monsieur Pain* veröffentlichten Roman, dessen Hauptfigur, der geheimnisvolle Akupunkteur und Mesmerist Monsieur Pain, im gespenstischen Vorkriegs-Paris des Jahres 1938 den Auftrag erhält, den an einer rätselhaften, mit starkem Schluckauf verbundenen Krankheit leidenden Schriftsteller Monsieur Vallejo zu behandeln, was ihm jedoch durch alle möglichen nicht minder rätselhaften Umstände und Personen bis zuletzt verwehrt wird. Vallejo ist dabei das dunkel-geheimnisvolle Zentrum, um das die Handlung von Bolaños surrealem Text kreist. Liest man wiederum einen Text wie den im vorliegenden Band enthaltenen Artikel Vallejos mit dem Titel »Ein Attentat auf Reichsverweser Horthy«, kann man unversehens den Eindruck bekommen, die traumverlorene Stimme des Ich-Erzählers Monsieur Pain aus Roberto Bolaños Roman zu vernehmen ...

Peter Kultzen

## In Montmartre

*Paris, Juli 1923*

Auf den Champs-Élysées hat sich mir ein Spanier mit vorspringenden Augen im wächsernen Gesicht angeschlossen. Auf einmal sagt er aufgeregt zu mir:

»Sie sind aus Amerika, das ist mir doch gleich aufgefallen.«

Und ich, der für alles offene Neuankömmling, strecke ihm die Hand hin, und schon bald sind wir Freunde. Den ganzen Nachmittag über redet er auf mich ein, ein typisches andalusisches Plappermaul. Er ist heraldischer Abstammung. Ihm fehlt nur ein Studienjahr, um die Anwaltsrobe anlegen zu können. Aus New York ist er geflohen und gegen den Willen der Eltern statt nach Buenos Aires nach Lutetia gezogen, wo er seit acht Monaten wohnt. Ein Spinner.

Manchmal spricht er Französisch mit mir. Das Idiom der Gallier beherrscht er nur schlecht, aber wenn er sich ihrer Sprache bedient, kommen seine Worte mir umso interessanter vor. Er stellt beunruhigende Verbindungen zwischen ihnen her. Ich überlasse ihm bereitwillig das Feld.

Vor einem plötzlichen Regenguss fliehen wir in ein Café, doch um diese Uhrzeit – es ist jetzt früher Abend – ist dort kein Platz mehr frei. Da öffnet der Spanier den Regenschirm und sagt:

»Los, kommen Sie, wir gehen nach Montmartre!«

»Ihr verflixten Amerikaner«, knurrt er, als wir in ein Taxi steigen, »warum bewundert ihr die krebskranken Städte Europas so sehr? Paris? Paris geht langsam zugrunde, es schimmert schon grünlich. Hier ist alles vorbei ...«

Ich sage, dass ich ein Arbeiter aus Peru bin und den alten Kontinent kennenlernen möchte. Aber natürlich möchte ich auch arbeiten.

»Arbeiten?«, erwidert er aufgebracht, als hätte ich den Finger an eine verbotene Stelle gelegt, und bricht in Gelächter aus.

In Montmartre stoßen wir auf eine ordinär-regressive Kirmes, ein diabolisches Gefuchtel mit Marionetten und Schellenkränzen. Auf einer erleuchteten Bühne erscheint ein Mädchen, das den Hals eines monströsen Säugetiers mit gespaltenen Hufen umklammert, aus dessen Rücken zwei absurde Gliedmaßen hervorsprießen, die im Rhythmus seiner Schritte seltsam hin und her schwanken und vor dem wie Kinder verzückten Publikum alptraumhafte Zeichen in die Luft malen.

Der Spanier deutet darauf und sagt:

»Sehen Sie das? Das ist Europa! Dieser schlechte Scherz der Natur, das ist Europa!« Dann fügt er grausam hinzu: »Europa, das, was einmal Europa war, damit ist es vorbei. Wenn es das nicht einsehen und seine Grenzen sprengen will, werden ihm überall Beine wachsen. Die Pferderennbahnen unserer Tage brauchen neue Anatomien. Die neue Geschichte, die jetzt beginnt, braucht ihr eigenes Amerika. Das Land dafür haben Sie bereits, umso mehr gehört Ihnen die Zukunft!«

Dann führt er mich zu einem Restaurant. Im Erdgeschoss ist alles voll, wir gehen in den ersten Stock. An den romanhaften Gestalten mit wirrer Mähne, großer schwarzer Schleifenkrawatte, nachlässiger Hosenfalte und fachmännisch gebeugter Stirn, die ich hier und da in der Menge ausmache, erkenne ich, dass ich mich im legendären Viertel des Henri Murger befinde. Aber Montmartre geht seinem Ende entgegen, die Pariser Bohème zieht um nach Montparnasse, von Verlaines illustrierter Schaubude ist kaum mehr als ein bunter Wandschirm übrig, vor dem die Grisetten und die Mitglieder der Demimonde zum Klang gelblicher Stradivaris ihre Fin-de-Siècle-Farce aufführen.

Während des Essens redet der Mann von der Iberischen Halbinsel unaufhörlich auf mich ein. Wie träumend sagt er:

»Der junge Mann da drüben hat vor drei Monaten seine Mutter verloren. Heute Morgen hat man ihm bei den Galeries Lafayette sein Gehalt ausgezahlt. Beim Reinkommen hat er sich an einem Nagel in der zweiten Eingangstür den Ellbogen aufgerissen. Sehen Sie ihn?«

»...«

»Nein, aus Kautschuk. Er hat sie sich jetzt schon zum vierten Mal neu besohlen lassen, bei dem Schuster am Anfang der Avenue des Terres ... Und so alt wie er ist – er ist jetzt 92 –, werden die lange halten. Die Blondine neben ihm ist am Ostersonntag 1904 zur Welt gekommen. Sie hat noch nie geliebt. Ein griechischer Matrose aus Alexandria hat sich ihretwegen das Leben genommen, er ist in einer stürmischen Nacht vom Bug des Kreuzers *Alexander der Große* in den Bosphorus gesprungen. Sie wollte ihn nicht lieben. Trotzdem hat ihr Vater unter der Achsel auf ihrer Herzseite ein rätselhaftes Datum entdeckt, das in ihre perlmuttweiße Haut tätowiert war, zweifarbig, orange und nilgrün.«

»Ah ...! ... mit ...s«

»Der Mann da drüben, der gerade Aprikosen isst, hat aus dem Senegal ein großes gezähmtes Nashorn mitgebracht, damit verdient er viel Geld. Als er einmal mit dem Tier auf einem Seitenarm der Seine unter einer kleinen Brücke durchgefahren ist, wäre das Horn fast abgebrochen.«

»...«

»Und der da, sehen Sie den? Er sagt gerade zum Kellner, er soll ihm eine kubanische Zigarre bringen. Das ist ein Extremist aus Bayern. Am Samstag wird er in Longchamp von der Polizei verhaftet werden, seine schöne Frau, die gerade rausgegangen ist, hat ihn nämlich gestern angezeigt.«

Der Spanier ist mittlerweile so rot im Gesicht wie die Kirschen in der Obstschale. Als würde ihm jemand von hinten einen Arm um den Hals legen, sagt er:

»Sprechen wir lieber Spanisch. Man hört uns zu.«



Woraufhin er, nicht mehr auf Französisch und mit einem seltsamen Seitenblick auf sein bereits leeres Weinglas, flüstert:

»Nicht hinschauen – den Mann, der uns gleich bedienen wird, habe ich gestern selbst im Haus des portugiesischen Botschafters bedient, da arbeite ich nämlich als Diener und dahin muss ich auch gleich aufbrechen. Er ist mit dem Botschafter befreundet und isst gelegentlich mit ihm zu Abend, in seinem Palast in der Avenue de Wagram.«

Dann spricht er wieder Französisch und befiehlt mit lauter und fester Stimme:

»Kellner, noch Wein aus der Bretagne!«

Ich sehe, die Gabel auf halbem Weg zum Mund, verdutzt zum Fenster.

Am Horizont ist der Himmel noch blau.

*(El Norte, 26. Oktober 1923)*

Leseprobe aus:

César Vallejo

# **Reden wir Spanisch – man hört uns zu**

## **Berichte aus Europa 1923–1930**

Aus dem Spanischen von Peter Kultzen

136 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 164 x 228 mm

Die Auswahl wurde zusammengestellt aus dem Band »Desde Europa. Crónicas y artículos (1923–1938)«, herausgegeben von Jorge Puccinelli, erschienen 1969 und erneut 1987 bei Ediciones Fuente de Cultura Peruana, Lima.

© 2018 Berenberg Verlag, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | lichten.com

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-946334-43-9



BERENBERG